

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Ein abgebrochenes Reis [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nissen eben nicht zu wollen. Ja, wir hoffen geradezu, daß die Neuauflistung den schmälichen Raummangel wieder einmal recht stark eindrücklich mache und, wie wir oben sagten, bei vielen, sonst Indifferenten, Gedanken und Wünsche zu einer wirklich guten und wirkungsvollen Aufstellung wecke. Dann wird auch vielleicht, wenn es gilt, mit vereinten Kräften den Gedanken des neuen Kunstmuseums zu verwirklichen, jeder gern das Seine dazu beitragen.

In den bereits ausgearbeiteten und von der Kunstkommision empfohlenen Plänen sind, wie wir mit Vergnügen wahrnahmen, die Prinzipien, denen wir gelegentlich das Wort gerebet haben, aufs stärkste vertreten. Gliederung der Sammlung zur Heraushebung der verschiedenen, besonders wertvollen Einzelbilder und Einzelgruppen. Möglichst viele kleinere Räume, die wie

Zimmer eines Privathauses zu ruhiger und gesammelter Betrachtung der wenigen darin vereinigten Bilder einladen. So wird es da nicht nur ein Holbeinkabinett, sondern, mit ähnlicher Ausstattung, eines für Konrad Witz, ein weiteres für Baldung, für die alten Holländer u. s. w. geben, und Böcklin wird man vielleicht gar einen Komplex von zwei oder drei verschiedenen großen Sälen zuteilen. Und dann erst wird man es versuchen können, Museumsräume zu schaffen, die von ihren Bildern schön und festlich geschmückt (nicht wie alle alten Museen magazinmäßig austapeziert) erscheinen, ebenso wie sie selbst als Räume die unbedingt angemessene Lebens- und Wirkungssphäre um die Bilder herum bereiten.

Möge es den Schätzen des Basler Museums bald verschieden sein, in eine derartig beschaffene Heimstätte einzuziehen!

Martin Bäckernagel, Basel.

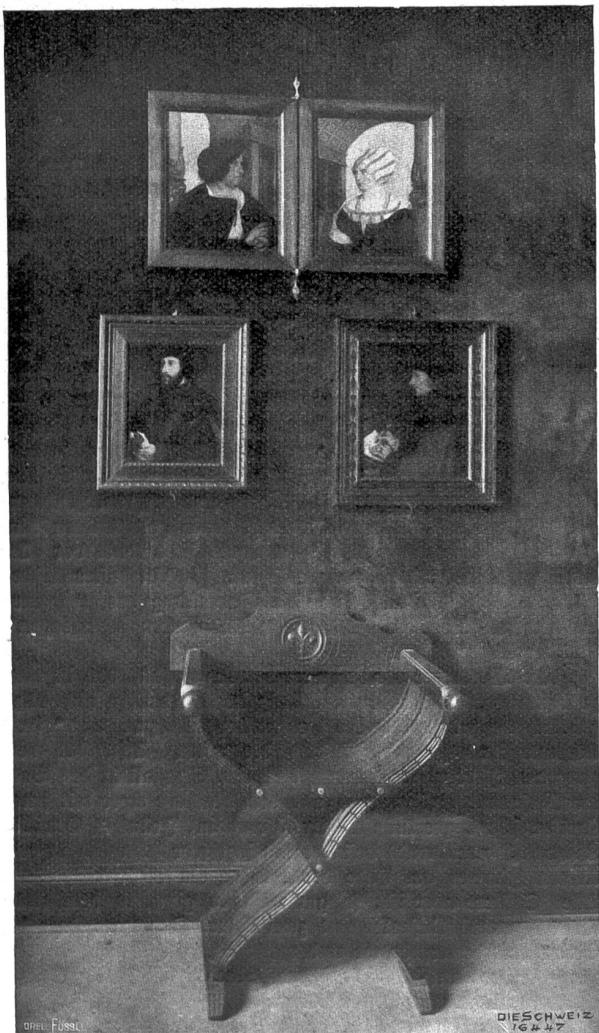
Ein abgebrochenes Reis.

Novelle von Emil Hügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.

Amit August war eine Veränderung vorgegangen. Sonst einer der Laufenden und Uebermüttigsten, wurde er nun nachdenklich, still und in sich gelehrt. Seine ruhige Beschaulichkeit begann sogar öfters in eine finstere Verschlossenheit auszuarbeiten, die man ehedem nicht bei ihm



Öffentliche Kunstsammlung zu Basel Abb. 4.
Holbein-Saal, neugerahmte Bildnisse.

bemerkt. Augusts Mitschüler nahmen diese Wandlung wahr, ohne sich groß darum zu kümmern; Willy allein gab anfangs seinem an Unwillen grenzenden Erstaunen Ausdruck, ohne deswegen tiefer gründen zu können als die andern.

"Ach was, ich bin, wie ich immer war — aber den Hanswurst mag ich nicht mehr machen!" entgegnete August, durch seine Entschuldigung eben sein verändertes Wesen bestätigend. Je wärmer indessen Willy in seinen freundschaftlichen Gefühlen wurde, desto kühler nahm August sie entgegen; nicht daß sie ihm gleichgültig waren — er blieb nach wie vor in seinem innersten Herzen für jede Freundschaftsbezeugung dankbar — allein es war ihm unbehaglich, nicht mit voller Aufrichtigkeit rückzuhören zu können, und so warf er sich vor, das Zutrauen des andern gar nicht zu verdienen.

Sein ganzes Wesen, sein Denken und Fühlen war nur noch auf das eine Ziel gerichtet, von der neuentdeckten Welt nach Maßgabe seiner Kräfte Besitz zu ergreifen: die Gedichte, die im Lesebuch standen, waren bald einmal nach ihrer formellen Gestaltung analysiert, eine kleine Poetik gab ihm näheren Aufschluß über metrische Dinge und reizte seine Verslust zu allerhand unterhaltslichen Experimenten. Zwar blieb er sich der Unvollkommenheit seiner Versuche vollauf bewußt; dennoch lockte ihn die feine Geistesarbeit stets aufs neue und beglückte ihn sondergleichen.

Mit größter Neugierlichkeit verbarg er indessen seine Manuskripte, damit nichts davon in fremde Hände falle. Schon der Gedanke, man möchte glauben, er halte sich für einen wahrhaftigen Poeten, und ihn deshalb mit Hohn und Spott verfolgen, machte ihn äußerst vorsichtig. Er selbst hielt den Abstand zwischen seinem Wollen und Können für einen unendlich großen und verspürte keine Lust, sich von andern mit höhnischen Worten sagen zu lassen, was er selbst am besten wußte.

Je heimlicher und verborgener, desto lecker und kühner streifte er aber auch in seinem Neuland herum, und was sein Auge mit Glanz, sein Herz mit seelischem Leben erfüllte, fand in seinen stammelnden Strophen schlichten Niederschlag. Jedenfalls hatte sein Dasein nun erst eine gewisse Bedeutung erlangt, seine innern Erlebnisse waren jetzt gleichsam vor einen Spiegel gestellt,



Öffentliche Kunstsammlung zu Basel Abb. 5. Manuel-Saal und Stimmer-Saal (Schweiz. Schule des XVI. Jahrh.).

der ihr vergängliches Wezen im Bilde festzuhalten vermochte. Dies alles kam ihm bald einmal zum Bewußtsein und erfüllte ihn mit starkem Lebensgefühl, sodass er sein heimliches Glück um alles in der Welt nicht mehr hergegeben hätte.

Allein auch an einer gewissen Ironie des Schicksals, die ihn öfters beunruhigte, fehlte es nicht. Seit jener Szene, wo der „Ton“ ihn aus der Stunde geschickt hatte, war das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler ein gespanntes gewesen. August musste stets fort auf den Hut sein, um sich nicht arge Maßregelungen von Seiten des Lehrers zuzuziehen. Denn ohne ein Tyrann zu sein, ließ Herr Töner einen Schüler, den er einmal aufs Korn genommen, nicht so bald wieder aus den Augen, dies namentlich nicht, wenn der junge Mensch sich durch irgendwelche Sonderbarkeiten von seinen Mitschülern zu unterscheiden begann, was bei August je länger desto mehr der Fall war. Die dem Lehrer auffälligste Wandlung bestand nun aber darin, dass August im deutschen Aufsatz, hier sonst nur ein mittelmäßiger Schüler, ungewöhnlich rasche Fortschritte mache. Wie war das zu erklären? Herr Töner vermutete, man möchte dem Knaben zu Hause über Gebühr behilflich sein; er verlangte von ihm darüber genaue Auskunft. Zu seinem Erstaunen gab August keine Mithilfe zu, wenn auch seine Antwort zaghaft und unsicher ausfiel. Dies vermehrte den Verdacht des Lehrers; er war entschlossen, der Sache auf die Spur zu kommen, konnte sie indessen nicht finden. Denn seit er seinem Verdacht Ausdruck

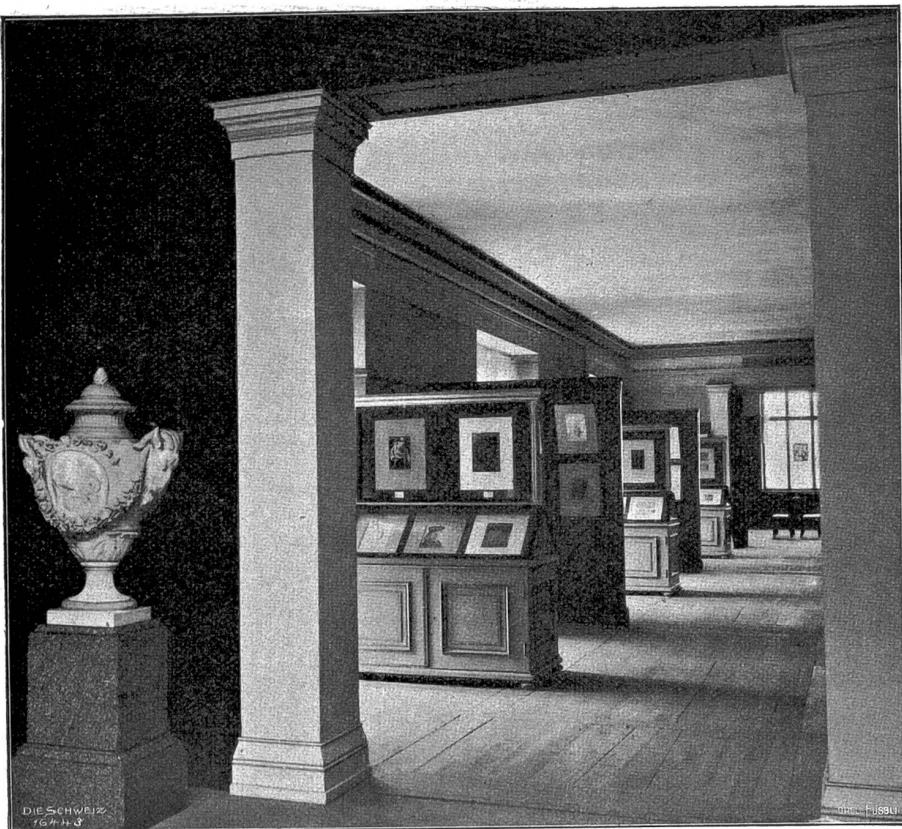
verliehen, wurden Augusts häusliche Arbeiten wieder etwas fehlerreicher, während ihm die Klausuraufsätze in tadelloser Vollendung gerieten.

„Der Teufel mag aus diesem Kerl klug werden!“ dachte er — jedoch nicht, um die Flinte ins Korn zu werfen, sondern um mit verdoppeltem Eifer dem Rätsel nachzuspüren. August entging die forschende, auf der Lauer liegende Aufmerksamkeit des Lehrers nicht; er fühlte sich in der Deutschstunde von allen Seiten beobachtet und verlor deshalb seine Unbefangenheit je mehr, desto deutlicher dem Lehrer seine Fortschritte werden mussten. In Angst und Bangigkeit hüttete er nunmehr sein tiefstes Geheimnis, von der steten Sorge besangen, es möchte ihm entschlüpfen wie eine flinke Maus, die nicht wieder einzufangen.

So entstand das unerquicklichste Verhältnis, das zwischen Schüler und Lehrer bestehen kann: ein arger Zustand gegenseitigen Misstrauens. Solange Herr Töner für das Phänomen keine Erklärung fand, zweifelte er nicht an einer schlimmen Unaufrichtigkeit des Schülers und ärgerte sich umso mehr, als er dem „unheimlichen Burschen“ keine Unehrlichkeit nachweisen konnte und ihm wider Willen die besten Noten erteilen musste.

Bei diesem peinlichen Versteckenspielen vergingen Wochen, während welchen neue nachhaltige Eindrücke auf August einstürmten und ihn zu Handlungen veranlassten, die selbst den schlimmsten Verdacht des Lehrers zu überbieten schienen.

Eines Tages kam August in einem seltsam be-



Offentl. Kunstsammlung zu Basel Abb. 6. Saal der Handzeichnungen alter Meister. (Mit wechselnder Ausstellung).

rauschten Zustände nach Hause. Der Mutter fiel das ungewöhnliche, zerstreute Betragen ihres Sohnes auf; beängstigt drang sie mit Fragen auf ihn ein:

„Aber August, August . . . Deiner Mutter wirst du doch sagen wollen, was dich bedrückt! Ich flehe dich an, sei ehrlich, sei aufrichtig, gestehe, was dich quält . . .“ so bat Frau Chrsam.

Allein ihr Bitten blieb ohne den geringsten Erfolg. August, der die tiefe Kummerfalte auf seiner Mutter bleicher, von angegrautem Haar umrahmter Stirn erscheinen sah, wollte endlich gestehen, was ihn so sehr bewegte. Umsonst. Mit dem besten Willen brachte er kein aufklärendes Wort über die Lippen. Die Furcht, am Ende sein Geheimnis halbwegs zu verraten, hielt ihn davon ab. Mühsam stotterte er nur die verlegene Bitte:

„Mutter, frage mich nicht; es ist nichts Schlimmes . . .“ Damit ging er seiner Wege und suchte eine stille Gartenbank auf, um seiner Eindrücke und Gedanken Herr zu werden. Diese weilten noch bei den Begräbnisseierlichkeiten, die dem eben verstorbenen großen heimatlichen Dichter gegolten hatten. Ein ungeheurer Trauerzug hatte sich durch die Straßen der Stadt bewegt, um dem berühmten Toten das Geleite zu geben. Fünf mit Kränzen, Blumen und Palmzweigen über und über angefüllte Kutschen waren dem fürstlich geschmückten Sarge gefolgt. Zahllos war die Menge leidtragender Herren, die im Takt zu dem düstern Trauermarsch einherschritten. Ehrwürdige Greise mit Silberlocken und schneeweissen Bärten gingen neben stattlichen

Männern mit feurigem Blick und festem Gang, und alle die vielen Begleiter schauten ernst und feierlich drein. Von

Zeit zu Zeit wurde der schwarze Zug von uniformierten Musikgesellschaften unterbrochen, deren Trommler ihre dumpf grollenden Instrumente mit schwarzen Tuch bedeckt hatten. Studenten mit bunten Mützen und weißen, in hohen Stiefeln steckenden Lederhosen machten den Schluss; schwarze Rosetten steckten an den Mützen, schwarzer Flor dämpfte die Farben der Fahnen . . .

So zog das Totengeleite vorbei, ein Bild unabkömmlicher Ehrfurcht — und August vermochte nur immer das Eine zu denken: das gilt jetzt einem Dichter, einem großen Dichter . . . Auf dem Kirchhofe wurden alsdann Lieder gesungen und Reden gehalten; da klang es von „unsterblichem Ruhm“, von „Geistesheldentum“ und „Dichtergröße“ an sein

Ohr, sodass ihm mehr als

einmal Tränen der Ergriffenheit über die Wangen flossen. Halb zerdrückt hatte August mitten unter der Zuschauermenge gestanden, hatte gelauscht und gehorcht und, wenn auch zitternd vor Niedrigkeitsgefühl, sich heilig im Innern gelobt, alles zu tun, um auch ein geehrter, geachteter Dichter zu werden . . .

Er hatte die Werke des Verstorbenen öfters in den Schauläden ausgestellt gesehen; auf dem Buchdeckel prangte inmitten eines goldenen Schildes der Name des Dichters, als wäre er von strahlendem Ruhmesglanz umflossen. Jetzt war es Augusts fester Entschluss, sich wenigstens jene beiden Bände zu verschaffen, auf denen das für ihn seit Wochen so verlockende Wort „Gedichte“ zu lesen stand.

Doch auf heimliche Weise musste dies geschehen. Weder zu Hause noch in der Schule durfte man davon erfahren. Die Mutter würde hinter seinem Begehrn bald einmal die Tatsache vermuten, er beschäftigte sich selbst mit Versemachen. Neue Sorgen und Bedenken würden ihr sogleich daraus erwachsen. Die Schüler jedoch würden dieselbe Vermutung dazu benützen, ihn mit Neckereien und Spötttereien zu verfolgen; denn die Ehre des „Tons“, von einem Schüler sei es eine unverhämte Anmaßung, Gedichte zu verfassen, hatte in den Köpfen der meisten festen Boden gesetzt, vielleicht bei allen — ausgenommen Willy. Wenn jetzt nur das Goldstück, das ihm damals Onkel Hans geschenkt hatte, in seinem Besitz wäre, dachte er. Welch kostlichen Gebrauch würde er davon zu machen! Allein die Mutter hatte den Schatz in Verwahrung genommen, und sie

darum bitten, hieß das Geheimnis verraten, die Erfüllung seines Wunsches preisgeben . . .

Das blitzende Goldstück! Hatte es der Onkel damals nicht in einen frischgrün gemalten Lorbeerkrantz gelegt? War mit Lorbeerkränzen nicht auch der Sarg des verstorbenen Poeten bedeckt gewesen?

Es wollte August scheinen, als läge hierin ein tiefer, geheimnisvoller Zusammenhang. Gewiß hätte ihm das Geschenk des Onkels jetzt den größten Dienst erwiesen, ihm vielleicht den Weg zu wahren können gezeigt, ihm zu einem ersten Siege verholfen. Nun aber hatte sich die Mutter dazwischen gestellt und hinderte ihn, diesen ersten wichtigen Schritt zu tun . . . Ein unbändiger Groll gegen die plumpe Lücke des Schickals erfaßte den Knaben, und im Feuer dieses Grossen schmiedete er seinen Entschluß, trotz allem zum Ziele zu gelangen, nur noch fester — zu einem stahlhartem Hammer, der nötigenfalls auch imstande war, törichte Hindernisse zu zertrümmern.

Nach einer schlaflosen Nacht begann August eine regelrechte Entdeckungsreise nach dem verschwundenen Geschenk des Onkels zu unternehmen. Je weiter die Stunde hinausgeschoben blieb, wo er in den ersehnten Besitz der Bücher gelangen würde, desto verlockender, wunderbarer erschien ihm deren Inhalt, und wenn er, von seinem Tun stetsfort unbehaglich berührt, Schränke und Schubladen untersuchte, so schwante ihm viel weniger das Goldstück vor Augen als das goldene Schild des Dichterbuches. Oft nahm er sich vor, die unedle Spürarbeit für immer abzubrechen — es half ihm nichts. Im Traume des Schlafes sah er das Goldstück bald hier, bald dort liegen, und tags darauf reizte es ihn, die Träume auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Wochen gingen vorüber, und schon glaubte August zur Überzeugung zu kommen, die Mutter habe das Goldstück für häusliche Bedürfnisse verwendet, als er, gedankenlos die Fächer eines feingeschnittenen, unbenußten Tintengestelles öffnend, das goldene Rund blitzeblank vor seinem Angesicht flimmern sah. August erschrak heftig ob der unerwarteten Erreichung des Ziels, und nun ihn ein lecker Handgriff in den Besitz des längst Ersehnten gebracht hätte, zitterte seine Hand, und eine heftige Scheu hielt ihn zurück, den letzten Schritt zu tun. Rasch schloß er die Fächer zu und entfernte sich. Immerhin erfüllte ihn die Gewissheit, daß das Goldstück gut verwahrt war, und das Wissen um dessen Aufenthaltsort mit einer stillen Freude: Sollte kein anderer Weg zum Ziele führen, so bleibt mir immer noch der letzte — das war der Trost, der ihn beruhigte und ihm den Mut gab, es vorerst noch auf andere Weise zu versuchen.

VI.

Der Herbst war gekommen. Augusts Mutter war auf längere Zeit zu einer kranken Schwester verreist. Der Knabe blieb mit der alten Magd allein. Er benötigte die Zeit, um im mächtigsten Birnbaum, der draußen im Felde stand, eine Art von Hütte zu errichten. Eine Leiter ward angelehnt — dann ging's ans Werk mit Brettern, Latten und Mägeln. Nach eifriger, geschickter Zimmermannsarbeit war der Vertrag erstellt; hoch oben thronte er in einer weiten Gabelung des Geästs, inmitten reifer und reifender Birnen.

Das war nun eine Lust, sich hier mit einem Buch verborgen zu halten, saftige Birnen und süße Reime zu naschen, dem Glückseligkeit der diebischen Amseln zuzuhören, das Säuseln des satten herbstlichen Windes zu



Öffentliche Kunstsammlung zu Basel Abb. 7. Kupferstichkabinett.

trinken und von Zeit zu Zeit einen Blick hinüberzuwerfen nach den andern früchte schweren Obstbäumen, hinunter auf die grüne, von Sonnentalern übersäte Wiese und hinüber nach dem silbern flimmernden Flusse...

„Herrgott, der Vater!“ stammelte August, als er sich auf einmal erinnerte, daß jener einst von eben diesem Baume heruntergefallen. Doch der Schrecken war von kurzer Dauer; das Bewußtsein, in demselben Geäst zu hausen, in dem der Vater jeden Herbst herumgeklettert war, machte ihm den Ort gleich wieder lieb und traulich.

Die goldenen Sonnentaler! Wie sie glitzerten, leuchteten! Auch auf den Boden seiner Hütte fielen ein paar schimmernde Kreise. Sie erinnerten ihn an das Goldstück, das er so gerne besessen hätte... Dann würde er morgen schon ein anderes Buch hier oben lesen können!

Und nun fiel ihm ein, es sollte sich aus diesem luftigen Bau auf irgendeine Weise Geld herausschlagen lassen. Wie, wenn er einige Kameraden einlud, ihm auf dieser Warte einen Besuch abzustatten? Wenn er ihnen Früchte in Hülle und Fülle anbot, ihnen die schöne Aussicht zeigen und für den Genuss all der Herrlichkeiten einen Entgelt in klingender Münze fordern würde? Manch einer verfügte, wie er bemerkte hatte, über ein schönes Taschengeld... Vielleicht gelang es ihm, auf diese Weise endlich dem Ziel seines Wunsches näher zu kommen. Wohl, jetzt hatte er den Weg gefunden, den er guten Gewissens einschlagen durfte!

„Sachhe!“ Ein froher Fauchzer klängt aus der Baumhütte und gellte durchs Gezweig, daß die Amseln erschraken, ihr Naschen hurtig einstellen und davon schwirrten.

Am nächsten freien Nachmittag empfing August seinen Besuch. Er hatte fleißig in der Klasse nach Gästen gefahndet: neun Männer hatten sich angemeldet, sechs waren erschienen und standen nun mit ihm in der engen Bretterhütte, vom Gastgeber reichlich mit Apfeln und Birnen regaliert.

Da war Willy Wildbolz mit den blonden Haaren und blauen Augen; der befahl sich staunend das tollkühne Werk seines Freundes und tat seiner Bewunderung keinen Zwang an:

„Ein Mordskerl ist er doch,“ sagte er zu Albert Häberli; „ein einziger von uns wäre auf die Idee gekommen...“

Albert Häberli, der nüchterne, vierschrötige Praktiker mit dem festen Bauernkopf und den zwinkernden Grauäuglein besaß jedoch keine starke Ader der Bewunderung und meinte nur achselzuckend:

„Ja, wenn man einen solchen Birnbaum hat! Hätten wir Bäume ums Haus, in jeden würd' ich mir eine Hütte bauen — ich einmal wohl!“

Da stand ferner der schüchterne, bleiche Arnold Eckstein und aß und aß Obst in sich hinein, was das Zeug halten möchte. Keiner hatte sich so sehr auf den Imbiß gefreut; denn solch kostliche Früchte kamen bei ihm zu Hause selten auf den Tisch; nur hätte er gewünscht, das leckere Mahl auf etwas solidierem Grund und Boden zu verzehren. Obwohl er nämlich das Werk des Kameraden im stillen anerkannte, traute er dem Bau doch nicht große Festigkeit zu.

Kerle keckern Schlages waren wieder der lange Hans Flügel und der rote, herblnochige Philipp Steiger. Jener liebte es, alles Ungewöhnliche mit seinem Witze zu beleuchten, zu dessen Verkündung ihm ein geschliffenes Mundwerk zur Verfügung stand; dieser begnügte sich, die Späße des andern mit breitem Gelächter zu applaudieren und hin und wieder selbst einen Versuch auf dem Gebiete des Geistreichen zu machen — Versuche, die regelmäßig fehlschlugen und meist noch mehr Gelächter erzeugten als die Wortspiele seines Partners.

„Das sind die hängenden Gärten der Semiramis,“ spottete Hans Flügel, „nur daß ein Hühnerstall kein Garten ist!“

„Und ein Birnbaum keine Semiramis,“ ergänzte Steiger, der nicht daran zweifelte, einen trefflichen Wit von Stapel gelassen zu haben, als alles gröhlt.

Zu guter Letzt hatte sich auch Paul Holz eingefunden, von dem Herr Töner zu sagen pflegte: „Das glüht nur, weil es faul ist; der Kerl sollte faul Holz heißen!“

Dieser seltsame düstere Jüngling mit der starken Adlernase und dem markanten Kinn, mit den unheimlich lauernden, schwarzfunkelnden Augen verdiente zwar seinen Nebennamen keineswegs. Er war nicht eigentlich faul, sondern fand nur keinen andern Genuss am Dasein, als gedankenvoll vor sich hinzustarren und einem Nichtstun zu huldigen, das darin bestand, über die vielen leidenschaftlichen Momente, die sein junges Herz bereits zerfetzt und vergiftet hatten, nachzudenken. Zähzorn und eine unabwendbare Sucht, alles mit Gewalt zu erobern, was seine Begierde stachelte, waren seine schlimmsten Eigenschaften, die ihn schon in manchen Händel verstrickt, mit manch einem verfeindet und ihn öfters in Gefahr gebracht hatten, von der Schule Abschied nehmen zu müssen. Ebenso seltsam wie mit seinem auf- und niederrflammenden Gemütsleben stand es mit seinem Können, indem er seine Lehrer oft mit ausgezeichneten, schlagenden Antworten überraschte, während er kurz vorher noch schien bewiesen zu haben, daß ihm jede Vorbedingung zu solchem Wissen fehlte.

Paul Holz war von August nur eingeladen, weil dieser befürchtete, ihn ansonst zu beleidigen. Kommen würde Paul ja doch nicht, hatte sich der andere gedacht. Aber Holz hatte ihn beim Wort genommen und war erschienen. Nun saß er zusammengekauert wie eine Wetterwolke in der düstersten Ecke des Raustens und ließ, Oft knirschend, hin und wieder einen seiner seltsam funkelnden Blicke über die eingeladene Gesellschaft fahren, die ihn nach Möglichkeit zu übersehen suchte. August jedoch tat als Gastgeber seine Pflicht und sprach öfters ein freundliches Wort zu ihm — wie er denn gegen Paul keine Abneigung empfand, sondern dessen dämonisches Wesen halbwegs begriff. War ihm doch manchmal, als sähe er sich in jenem wie in einem Spiegel, der alle seine Triebe wiederspiegelt, aber nicht das bunte Blumenwerk, das seine Phantasie unaufhörlich um alles zu werfen gewohnt war.

Nachdem die jugendliche Gesellschaft die ersten Gelüste gebüßt und einen Korb voller Früchte zur Hälfte vertilgt hatte, begannen Nebermut und Fröhlichkeit sich geltend zu machen.

(Fortsetzung folgt).





Näherinnenatelier im Waisenhaus zu Amsterdam.

Nach dem Gemälde von Gabriel Nicolle, Neuenburg,
im Besitz der schweiz. Eidgenossenschaft, seit 1899 deponiert im Musée Rath zu Genf.

